



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Das Bettelkreuz.

---



# Das Bettelkreuz

Von Margarete Seemann  
Nachdruck verboten! — Verlag Tyrolia, Innsbruck

(Fortf.)

Etwa hundert Schritte hinter den Kindern gehen die Alten. Sprechen von Dingen, die in der Ferne hängen, denken nicht an die Gefahr dieser Stunde. Es liegt doch nur ein einziges Glänzen über der Welt! Sonne und Grün; und die Sorgen sind weit abgerückt.

Plötzlich ein Schrei, ein donnerndes Tosen — starr stehen die Menschen; dort über die Straße rollt sich ein dunkles Etwas, ein laufender Berg — und mitten hinein gellt das Kreischen von Kinderstimmen.

Frau Mittermeier zittert, der Mann hält die Ohnmächtige. Legt sie rasch ins Randgras und hastet nach vorne. Die Gouvernante stößt schrille Angstschreie aus. Beate und Adrienne fliegen die Straße hinauf. Immer noch murmelt die Erde, immer noch rollen die Stämme.

„Herrgott, die Kinder! Ditha! Erwin!“ stöhnt der Mann und die Französin jammert: „Lizzi und Rainer!“ Über die Straße liegt eine Ladung gefällter Fichten wie ein furchtbarer Riese.

Plötzlich ein Schrei wie ein Fanfarenstoß hell: „Dort, dort! Sie leben!“

Im Graben, eingedrückt in Farn- und Heidelbeersträucher, kniet ein Mann vor zwei todblassen Kindern, daneben kauern Ditha und Erwin. Kniet und überstreicht Lizzi und Rainer die Arme, den Rücken, das Antlitz.

Beate schluchzt nach innen. Sie hat ihn erkannt, er ist es. Er, der ihr die Erdbeeren schenkte mit der Zagheit eines Knaben, der ihre Sandalen an den Füßen trägt. Herrgott, wie zinsdest du tausend und tausendfach!

Endlich wurde das Starre in den Kindern weich und schmiegsam. Ditha und Erwin ließen sich einbetten in die Hingabe einer angstgefolterten Mutter. Heil waren sie und auch die beiden anderen hatten keinen Schaden genommen. Als von ihrem tolleren Bekletter die Stämme ins Rutschen kamen, hatten die Fäuste des Mannes den Buben weggestoßen, daß er ins Moos flog. Das Mädchen aber an sich gerissen mit der Kraft eines rasenden Tieres. Aber die Straße hin rollte sich der Tod, der furchtbar erdrückende. Mit angstgroßen Augen starrten Lizzi und Rainer. Nun kauerten sie alle im Gras, blaß über dem Antlitz, aber gerettet.

Sie fragten nicht, wer er sei, der das Leben vor den Tod stellte, sie reichten ihm die Hand. Das Zittern in den Fingern war der Spruch ihres Herzens. In dieser Minute gehörten sie zueinander, inniger

als Bruder und Schwester. Keiner sah den schäbigen Rock, keiner spürte das Ungepflegte seiner Finger, es war keine Wand zwischen Reichtum und Armut; er war nur Held, Retter, Bruder, ein Teil von Gott war er ihnen. Die Lust am Weitermarschieren war verflogen. Heim, nur heim!

In ihrer Tasche sucht Mademoiselle mit zuckenden Fingern nach dem Fläschchen Kölnischwasser, um den Kindern die Stirne, die Pulse abzureiben. Den Schrecken wegzuwaschen von den süßen Gesichtern. Ihr Herz ausschwingen zu lassen von der gräßlichen Dagnis. Nächstlos wirft sie die illustrierten Zeitschriften aus der Tasche; sie hat es eilig, sieht nicht, daß sich die Blätter entfalten, ein buntes, zuchtloses Spiel. Eine Kette von Niedrigkeit liegt im reinen grünen Gras; über ihr erschrickt das Gesicht des Mannes. Rote Flecken springen ihm ins braune Antlitz, in die Wangen. Wie unter dem Biß einer Viper springt er auf. Seine Hand schleudert er den Holzstämmen entgegen, seine Augen blitzen ein prachttolles Feuer, als er sagt: „Vor dem Tode habe ich die Kinder gerne gerettet, aber da, da drinnen steckt ein anderer, ein schlechterer. Lassen Sie die zwei nicht sterben an diesem Gift.“

Sie starrt ihn an. Erst voll Empörung, dann senkt sie die Augen vor dem herrlichen Lohen in seinem Blick; geht nicht ein Geriesel über seinen dünnen Rock? Ist er nicht urplötzlich einer, der abstieg vom Sockel derer, die wie ein Ziel für unsere Herzen sind? Rinnt nicht ein silberner Bach aus den Quellen seiner beiden Schuhe durch den Schatten hin?

Mademoiselle rafft die Blätter zusammen, preßt sie zu Knäueln, schleudert sie weg. Er aber geht ihnen nach und blüht sich. „Gift ist Gift, soll auch kein anderer davon essen.“ Er steckt sie ein.

„Wir wohnen im ‚Excellior‘; kommen Sie mit!“

„Sch? Sch passe nicht dorthin.“ Urplötzlich wird er sich seiner Armut bewußt. Von dem sieghaften Licht, das ihn über-  
rinnnt, weiß er nichts.

„Sie passen wohl“, wirft Adrienne ein; „aber vielleicht haben Sie recht, vielleicht ist keiner dort im ganzen Haus, der Ihnen gleichkommt; Ihrer Größe von heute. Aber bitte, Sie müssen doch mit uns!“

Beate freut sich am hellen Klang seiner Stimme; es ist der Ton des edelsten Erzes in seiner Antwort.



„Ja“, sagt er, „wenn die Herrschaften wünschen; aber vorerst muß die Forstverwaltung verständigt werden; die Straße muß geräumt sein. Ich will hingehen.“

Nun besinnt sich endlich auch Herr Mittermeier seiner Sprache. „Wollen Sie das auf sich nehmen, Herr — — —“

„Bitte, Benno, einfach Student Benno Leitberger.“ Eine flüchtige Verbeugung, ein warmer Blick über die Kinder hin, dann eilt er die Straße gegen die Glashütte zu. Die anderen wandern heimwärts, niemand hat Sehnsucht nach der Walbener Schwaig. In all den sechs Wochen

danken. Sie möchte mit ihr reden. Beate ist im Haus, ist bei Fräulein Kouth.

„Raten Sie uns, was wir machen sollen; wir wollen danken, aber mein Mann bangt sich um das Maß. Es muß ja schließlich alles den Bedürfnissen angepaßt sein.“

„Bedürfnis und Besitz ist zweierlei Maß, gnädige Frau. Das eine haben alle, das andere wenige. Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, wie das ist: Im Sommer, der doch eigentlich zur Erholung gehört, auf dem Kohlenplatz Aushilfsdienst machen oder an irgendeiner Ecke



Unsere Missions-Brüdernobizen auf Wanderung,  
Reimlingen, Missionshaus St. Joseph  
Photo: Missionshaus St. Joseph, Reimlingen

sind sie diesen Weg nicht mit so aufgeregter Seele gegangen wie heute.

In den Südzimmern des „Excelsior“ werden Lizzi und Rainer von Vater und Mutter umfassen, als wären sie ein zweites Mal geboren. Schmerzlicher und wunderbarer. Sie haben das unsägliche Bedürfnis, die Kinder zu lieblosen. Jedes ihrer Glieder, als müßten sie ihm die Schmerzen abbitten, unter denen sie jetzt sicher wimmern würden, wenn — o Gott, wenn — — —

Da sagt der Mann: „Was werden wir ihm geben?“

Die Mutter zuckt; das Wort Geben tut ihr weh. Lange halten die beiden Zwißprache, erst jeder mit sich selber. In alle Dankbarkeit mischt sich ein Feilschen des Mannes. Der Mutter aber drängt sich, sie ist sich des Zusammenhangs nicht bewußt, Beatens Bild immer wieder in die Ge-

Zeitungsverkäufer sein, hundert- und wieder hundertmal den Namen des Blattes in das wüste Chaos der Straße zu schreiben, nur um ein paar Schillinge zu haben für das neue Studienjahr; und dann im Herbst, wenn das erschundene Geld weg ist — man hat ja doch nur 60 bis 80 Groschen für das tägliche Leben brauchen dürfen — dann auf den Schnee zu warten; ja warten sage ich, um ihn schaufeln zu dürfen; denn das gibt wieder ein Häuflein Schillinge zum Weiterdarben. Oder wenn es hoch hergeht, zur Messe Fremdenführer sein, die Besucher durch die Stephanskirche, durch Schönbrunn zu führen. Ob das „Bedürfnis“ ist? Ich weiß nicht, ob Frau Hofrat sich das vorstellen können.“

Die reiche Frau schlägt beschämt die Hände vors Gesicht. „Gräßlich“, stöhnt sie auf, „gräßlich, das kann doch nicht sein.“

„Das ist öfter als einmal. Lassen Sie



sich nur einen Tag in die Amtsräume der Akademikerhilfe hineinsetzen; seien Sie zwischen vier und fünf Uhr auf der Marschallstiege und Sie lernen, was für Helden und was für Märtyrer die Studenten von heute sind. Da hungert, darbt man, nur um etwas zu werden, preßt die Zähne aufeinander und reißt sich hinauf, fährt auch über Sommer in die Grube, hackt und gräbt Gestein, schluckt Staub, verkümmert an der Lunge, Hunderte von Metern tief und hat doch so viel Sehnsucht nach dem Licht. Semester um Semester die traurige Fahrt um seine Armut. Das zweite Gesicht der Alma mater.

Im Sommer versucht man's mit Beerenbrocken, Schwämmefinden, o wahrhaftig nicht aus purem Bedürfnis darnach — und dazwischen rettet man irgendwo ein paar Kinder vor dem sicheren Tod.“

„Hören Sie auf, ich kann's nimmer ertragen.“

„Sehen Sie, gnädige Frau, das ist der Fluch über unserer feinnerbigen Zeit. Nimmer ertragen können, nimmer mitanhören wollen; aber vergessen können, daß es doch so ist; hinter unserem Rücken wissen, und doch nicht helfen müssen. Im Mittelalter, da haben sie andere Nerven gehabt, da hat es Qual und Marter gegeben, die Menschen waren hart, aber gerade und keiner hat sich die Ohren verstopft vor dem Jammer des anderen.“

Stählern ist ihre Stimme; aber nun wird sie weich, innig, als sie fortfährt: „Frau Hofrat, ich habe es Ihnen doch sagen müssen, Sie haben ja sonst keine Ahnung von der anderen Seite der Welt. Stehen immer nur auf der ihren, auf der lichten; aber dort drüben auf der anderen Hemisphäre, da sind auch Menschen. Daß sie nicht schlecht sind, hat einer von ihnen auf der Straße bewiesen; und die gehören auch dem Herrgott, und was man denen nicht tut, das schreit einmal gegen uns.“

„Ich muß hinauf zu den Kindern, zu meinem Mann. Er wird ihm nicht Geld geben dürfen, nicht Geld allein; aber was sonst? Sagen Sie doch, Fräulein Beate, was würden Sie an unserer Stelle tun?“

Eine schwere Pause liegt zwischen Frau und Frau.

„Wenn ich Sie wäre, Frau Hofrat, und der Junge einer, der keine Eltern hat, die ihm die Qual dieses Studiums von den Schultern abheben können, dann täte ich ihn annehmen wie ein Kind. Es ist wohl besser drei Kinder, als — Sie hätten keines mehr. Lassen Sie ihn studieren, helfen Sie ihm, auszureisen zum ganzen Menschen; die Anlage ist ja gut. Er hat mehr als die Reiseprüfung abgelegt auf dem Weg zu den Glashütten.“

„Ja“, noch ist ein scheues Wehen in der Reichen, „aber wer weiß, wie er ist. Wir haben doch Kinder!“

„Das Wort auf der Straße, das von den bunten Zeitschriften, war sein bester Richter. Daraufhin tät ich für ihn bürgen.“

Als Hofrat Mebourg mit Gattin und Kindern abreiste, nahm er Benno mit.

Vorher ging der noch einmal mit Beate den Birkenweg.

„Um 3 Uhr fahren Sie; kommen Sie noch, ich will Ihnen das Bettelkreuz zeigen.“

Sie führt ihn in die Kirche; stellt ihn unter das Behüten der Kanzel; hebt die Finger gegen die gemarterte Hand des Herrn, erzählt ihm mit flüsternder Stimme, was der alte Bergbauer vom Bettelkreuz sagte. Als sie die armen Kirchenwände abgeht und vor dem uralten Schrank mit der köstlichen Habe, die immer noch Jahrhunderte verträumt, offenen Auges steht, betet Beate. Weiß immer nur den einen heißen Spruch: „Reiß ihn an dich, laß ihn nicht fallen, gib ihn nicht her an den Schmutz der Welt.“

„Ich habe immer an Christus geglaubt, doch war er mir nie so nahe wie jetzt.“

„Im Guten ist er immer wärmer bei uns.“

„Wie kann ich das zurückzahlen, was man mir jetzt alles tut?“

„Für Güte gibt es nur eine Münze: Wieder Güte.“

Er lächelt ein leises Kinderlächeln. „Da muß ich Ihnen wohl die Schuhe wiedergeben; und ich möchte sie doch so gerne mitnehmen. Nicht tragen oder doch nur dann, wenn ich ein Fest in mir begehe.“

„Sie können sie behalten; aber ein anderes wünsche ich mir.“

„Sie machen mich glücklich, wenn ich etwas für sie tun darf.“

„Ja, etwas Großes. Sie waren vor drei Tagen ein Retter, Sie müssen ein Retter bleiben. Nicht immer vor Holzstämmen, aber vor dem Tod, der der größere ist; Sie verstehen mich.“

Da schaut er sie an mit dem Blick eines reifen Mannes. „Immer“, sagt er und streckt ihr die Hand hin. Sie faßt sie wie die Hand eines Bruders.

Das war ihr Abschied.

Herr Mebourg hat die Rechnung beglichen. Die Lohndiener schaffen das Gepäck hinaus; er gibt Auftrag, das Auto zu bestellen.

Seine Frau lehnt am Fenster! ein letzter Blick durch die Zimmer in denen sie unfähig um die Kinder bangte. Um zwei Kinder. Nun nehmen sie ein drittes, großes, fremdes mit.



Unter ihr auf der Straße wird es lebendig. Nicht wie sonst von hellblumigen Indanthrenkleidern oder von den Zurufen, die vom nahen Tennisplatz herüberschießen wie Falken; dunkle Massen schieben sich vor, grau in grau; ein Berg der Armut.

Dieses Bild hat sie oft gesehen, es ist an den Fenstern vorbeigeglitten wie ein Schatten. Nicht schwerer. Ohne Klang, ohne Ruf. Damals waren ihre Augen noch fremd, hatten noch nichts von der Art Beatens, waren noch gebunden an eigene Seh, ohne Flügel zu Bruder und Schwester.

Schwämmesucher sind es, mit Körben und Rucksäcken. Zwei Weiber tragen Kinder auf dem Rücken.

Bald triecht die Dämmerung von den Bergspitzen herunter; abends ist man in Wien, Auto und Bahn sind gehorsame Knechte; wohin aber gehen die? Wohl nach Anleit, dann vielleicht weiter mit der Bahn. Nach Anleit, fast drei Stunden Weges? Bis sie unten sind, wird es dunkel. Drei Stunden! Und die Kinder?

Wenn sie den Autobus nähmen?

Man läßt sich nicht umsonst fahren; wer aber sollte es bezahlen?

Wenn sie den Mann fragte? Lächerlich, wird er sagen und würde rechnen. Sein Herz ist eine Zahl geworden.

Auf der Bank vor der steinernen Treppe rastet ein Weib, ängstlich flitzen seine Augen über den Kies, ob nicht einer der Kellner komme und sie fortjage. Als sie den Kopf wendet, sieht ihr Frau Mebourg ins Gesicht. Schreckhaft traurig steht die Müdigkeit dadrin und die Sehnsucht nach Ruh; die Angst vor allem, was noch wartet. Und auch Stumpfsheit. Eine Stumpfsheit, die nur von vielen Wunden kommt.

Sie möchte wegschauen. Ich kann ihnen doch nicht helfen!

Nicht? Hört sie nicht plötzlich eine Stimme? „Was man denen nicht tut, das schreit gegen uns.“ Es soll nicht schreien gegen sie! Dankt sie nicht dem Herrgott die Kinder? Alle beide, Lizzi und Rainer?

Ein Wissen springt ihr in die Glieder und treibt sie, schon ist sie unten. „Josef, fragen Sie die dort unten, wohin sie wollten.“ Josef blickt sie voll Unverstandes an.

„Die dort? Weiß der Ruckuck, wohin die gehen; je weiter, je besser. Man möchte zwanzig Augen haben, wenn sie über die Grenze kommen.“

„Gehen Sie und fragen Sie!“ Scharf ist ihre Stimme.

Da ist er bei der Bank an den Stufen. Man merkt an der Härte seines Gesichtes, daß er das Weib anschnarrt. Bei den hastigen Schritten ist es ängstlich aufgesprungen, drückt sich weg in den Schatten

des nächsten Baumes, schaut ihn an mit einem Gemisch von Bosheit, Angst und Resignation.

Josef erstattet Bericht. „Nach Anleit, Frau Hofrat.“

„Sie sollen warten, wir nehmen sie mit.“

„Die alle? Das Auto ist doch zu klein. Und der Herr wird sich's nicht verlaufen lassen.“

„Dann nehmen wir den Autobus.“

„Sie auch, gnädige Frau?“

„Ja, wir alle.“

Herr Mebourg vermag die Empörung über den Spleen seiner Gattin kaum zu verbergen, aber es ist nichts mehr zu ändern; ohne Blamage kommt man nicht anders aus diesem verrückten Einfall. So läßt er sich mit den Lumpenleuten in den Kasten verladen. Schier ängstlich kriechen die Männer und Weiber von der Straße hinein wie in eine Falle. Drücken sich zusammen, ihrer zwei auf einen Platz; keines spricht. Später steigt ein Steirer ein. Seine Augen wandern voll Staunen die seltsame Gesellschaft ab. An dem Schweigen spürt er, daß irgendein Geheimnisvolles diese Menschen verbindet; aber er kommt zu keinem verständigen Ende. Hat man je gesehen, daß die Schwämmesucher im Autobus nach Anleit fahren? Ohne Geld? Er kennt den Chauffeur, das gibt es bei ihm nicht!

Endlich deutet er einem der Männer und macht die Geste des Zahlens. Der brotbraune Bursche versteht, grinst und rückt mit dem Schädel gegen die Herrschaft hin.

Ungläubig fährt der Daumen des Steirers denselben Weg und seine Augen fragen, was der Mund nicht sagen will: „Der dort hat gezahlt und für euch alle?“

Ja, nicht es wieder von drüben; dann wird es still.

Nach etwa einer halben Stunde schiebt sich der biedere Mann aus dem Glaswagen heraus. Als er an Herrn Mebourg vorüber kommt, bleibt er stehen, hebt sein grünes Hütel ab, drückt es vor die Brust und sagt laut: „Mit dem Wagen da wird niemals ein Unglück g'sehen; wenn einer rinnen hocht, der so viel Erbarmen hat mit den Leuten von der Straßen — das wird der Herrgott nit vergessen. I möcht dafür hundertmal Vergelt's Gott sagen. I hab nit g'wißt, daß reiche Leut so ein warmes Herz haben können.“

Herr Mebourg wird verlegen. Er greift nervös an den Hut, tastet nach der Brille, möchte den ungebetenen Redner schon draußen wissen. „Ja, ja, ist schon gut.“ Von einer peinlichen Situation fällt er in die andere. Gedrückt ließe sich eine solche Rede schon früher hinnehmen; etwa in der Tagespresse, Auflage nicht unter 200 000. Aber so?



Lange schaut der Steirer dem Autobus nach, gibt ihm wohl noch einen frommen Gruß mit. Vielleicht hält er den, der unter den Armen sitzt, für einen Heiligen.

Der Wagen rattert weiter. Frau Mebourg mußte auf die nackten Füße der Männer und Weiber schauen; die hätten sich durchmartern müssen die ganze lange Straße her; die ist stückweise frisch geschottert. Das hätte laut gegen uns geschrien, kommt es ihr in den Sinn; und sie sieht die strengen Augen Beatens vor sich; ob sie nicht in dieser Stunde ein weiches Glänzen hätten?

Benno aber möchte ihr die Hände küßen, immer wieder. Er ist wie ein Mittelglied zwischen Mebourg und den Schwämmesuchern. Die dort, die armen Brüder und Schwestern, umfaßt sein Herz mit einer Liebe, die glaubt, alles ertragen und zwingen zu müssen.

Er denkt an Beatens Legende vom Bettelkreuz, an die Worte des sterbenden Kindes: Eine Kette? Keine goldene, keine von Blumen, kein Fronleichnamskranz und keine Primizkrone. Wie sagte Beate? Eine lebendige Kette! O, ich möchte ein Glied daran sein und halten, so wie ich gehalten wurde!

Als sich die Sammlerleute aufrappeln, die Körbe anhängen und mit unterwürfiger Demut, die der Frau wehe tut, Mademoiselle ergötlich dünkt, dem Manne aber wie Ungeziefer zuwider und lästig ist, vor der Herrschaft beugen, weiß niemand, daß in dem einen Korb ein Paket liegt. Ist braun und schwarz und inwendig doch von Gold. Von dem Gold, das einmal auf der Waage des Herrgotts den Ausschlag gibt.

Im Korb des fremden Weibes liegen Bennos Sandalen, sein Talisman. Sie gehören doch ihm und seiner Seele, auch wenn sie die burgenländische Bettlerin unter den Sohlen trägt. Sie wird auf Segen wandern. Muß es nicht ein Weg ins Leuchten werden?

Adrienne ist eine Stille, Tiefe geworden. Unter dem Bekenntnis Beatens, unter dem erschütterndsten Wissen von der Herberge des Jungen beim Lobbelbacher Wirt. Wäre er auf der Straße gestanden, in der einen helfenden Minute, wenn er nicht auf dem Weg von dort gekommen wäre? Wie greifen doch die Räder des Geschehens ineinander! Treibt eines das andere zur Fahrt in die Hölle oder in den Himmel, nur daß wir nicht sehen, wie dieses wunderbare Spiel die Finger setzt.

Es überkommt sie eine tiefe Ehrfurcht vor der ungeheuren Wucht jeder Tat, der guten und schlechten, die eine Straße ins Graue oder ins Licht wird, und daß jeder, den eine Tat speist, davon gesättigt ist zum Leben oder zum Sterben und daß er

wieder weiterchenkt, was ihm selber gegeben wurde in dem blutroten Kreis des Lebens.

Sie schließt zur immerwährenden Erinnerung an das gesegnete Herbergshenten Beatens einen Vertrag mit dem Lobbelbacher Wirt. Jeder arme Wanderbursch, jedes Weib oder Kind, das anklopft und um Gottes Lohn eine Strohschütte, ein Stück Brot oder einen Tropfen Milch erbittet, und jeder, der stehen bleibt und die sieben Stufen hinausschaut mit Augen voll Hungers und doch weitergeht unter dem Befehl seiner Armut — jeder soll einen Teller warmes Essen haben, dazu ein Stück Brot und eine Schnitte für den Weg. Wenn er ein „Vergelt's Gott“ gibt, ist es gut; aber abverlangen soll man es ihm nicht; es hat nur das freiwillige Wert.

Die Rechnung soll jedes Vierteljahr an Adrienne kommen; sie gibt einen Vorschuß, der für dreißig Herbergsucher reicht.

In der wurmfstichigen Lade liegt das Büchlein mit dem Vertrag. Noch ist es leer, aber auf der ersten Seite steht mit großmächtigen Buchstaben: „So einer lügt und die Armen betrügt, der sündigt auf die Häupter seiner Kinder.“

Der Lobbelbacher Wirt hat zwei Buben und ein Maidlein; das liegt noch im Polster. Aber ihm ist, als tanze der Spruch, den Adrienne in das Buch malte, wie ein Schwert über drei flachsblonden Köpfen.

Er und sein Weib haben es gelesen, verstanden haben es beide. Er hat sich den Hut übers rechte Ohr gezogen und die Finger im Haarschüppel vertraut. Sie aber hat über die Augen gewischt. Es soll nit sein, Herrgott! Laß uns nit hart in Versuchung kommen!

Sind gar viel Gefahren auf dem Weg der zwei Buben; müssen bis nach Steinburg in die Schul; im Winter auf Breteln. Vor jeder Lahn müßt sie zittern von dieser Stund an; und gar, wenn der Sturm den Wald deutelt, daß die haus hohen Fichten hinfallen wie Scheiter und die Erden aufhacken in ihrer Wucht! Hat nit schon einen aus der Wandner-Hütten eine Lärchen erschlagen, als er von der Schul kommen ist? Hängt nit auch das Bildl, sein gezeichnet und angemalt, heut noch im gläsernen Kastel ein Stück weit hinein in die Schlucht?

Wir aber haben drei Kinder; bis heut drei; werden bald viere sein. Aber wir wollen nit sündigen auf ihre Köpfeln. Soll kein Stückel Brot, kein Teller Suppen und kein Nagerl Milch zu unrecht im Büchel steh'n! Aber wenn sich's an einem Sonntag trifft, so wir selber ein Stück Fleisch in der Schüssel haben, will ich einen Brocken davon in den Suppenteller



des Wanderburschen schieben. Um der Kinder willen.

Es ist wie ein Sturm durch die kleine versteckte Gaststube gegangen; der hat viel gelockert, was festgekeilt über der Herztür lag; und das Gewissen, das ausgesperrt war vom Leben, wie in einem Stollen verschüttet, rührte und rechte sich. Und als der Wirtin — aus Sorg und Lieb für die Kinder und einer heimlichen Furcht vor dem Versucher, der immer ihre Armut faßte wie ein Messer und gegen das Bessere in ihr anrannte, so daß es sich scheu verkroch und schließlich gar nicht mehr wagte, zu sagen, daß es noch lebe — auf einmal das Gewissen wieder zu ticken anfang wie eine Uhr, die lang gestanden hatte, da gingen ihr auch die Augen auf. Der rot- und grüngemalte Wandspruch paßte ihr plötzlich nimmer; sie meinte, es würde dem Herrgott, der noch von früher her über dem Winkel hing und den man vor Gewohnheit nimmer beachtete, zuwider sein, immer hinschauen zu müssen auf das Sprüchlein von Wein und Weib. Sie hob den Rahmen herunter, schob das Bild auf den Schankkasten; an der Wand aber lag jetzt ein reiner, unberstaubter, lichter Flecken; und es war, als ob der Herr vom Kreuz der jungen Blanfheit die Augen entgegenhöbe und lächelte.

Die Wirtin aber tat noch ein drittes: Sie nahm das rote Glas, das im Herrgottswinkel hing und den übermütigen Mannern vielsach für alte Knöpfe und abgebrannte Zündhölzer gedient hatte, schmiß Asche und Hölzel heraus, troch mit dem Daumen unter die Schürze und putzte das rote Fäßlein. Dann holte sie Öl und ein schwimmendes Kerzeln und zündete an.

Sie stiftete das Licht zum „Vagabundenessen.“

In Wien kommt Herr Mebourg, den während der ganzen Fahrt das unbehagliche Gefühl, das sich aus dem Bewußtsein, etwas Gutes getan zu haben und noch tun zu sollen, und der Erkenntnis, daß alles dieses doch gegen die eigene Wahl und mit einer tüchtigen Dosis von Widerwillen geschieht, nicht losläßt, einfach ins Starren. Denn der Junge, der Benno, schlägt das Angebot, ein drittes Kind im Haus zu sein, studieren zu dürfen, mit einem Wort: den Haupttreffer zu machen, schlicht, aber bestimmt ab.

Ob er es aus dem feinnerbigen Spüren heraus tut, das Menschen von edler Tiefe zu eigen ist? Er bleibt höflich, aber entschieden.

„Ich habe ermäßigte Kollegienelder, das danke ich der Hochschulhilfe. Wenn Sie mir jeden zweiten Tag erlauben, bei Ihnen zu essen und mir, wenn ich es

einmal nicht erschwingen kann, den Zins für mein Kabinett vorstrecken, dann machen Sie mich zu Ihrem bleibenden Schuldner. Aber nur vorstrecken; denn bin ich einmal über den Berg, habe ich eine Stelle, dann müssen Sie mich das Geliehene zurückgeben lassen.“

„Warum nur jeden zweiten Tag zu Tisch?“

Er lächelt. „Einmal dazwischen reicht es mit ein paar Groschen und dann weiß man, daß es morgen besser ist. Schließlich richtet sich auch der Magen auf eine größere Zeitspanne ein.“

Es gibt ein scharfes Hin und Her. Herr und Frau Mebourg reden sich dem wirklichen Helfentwillen ein Stücklein näher. Es ist dem Mann nicht mehr Mache und mehr als bloße Rechnung. Das Nein des Jungen hat ihm imponiert.

„Wenn du willst, so kannst du bei uns wohnen, das Kabinett ist leer!“

Ein Stein fällt ihm vom Herzen.

„Nur wenn ich dafür den Kindern Nachhilfe geben darf.“

„Das gerne. Ich habe zu wenig Geduld dazu und Mademoiselle ist so nervös.“

Da nimmt er dankbar und froh an. Bei den Kindern bleiben dürfen, ist ihm ein Stück Himmel. Sie sind ein Teil seines Lebens geworden. Aus dem zweitägigen Mittagstisch wird nun doch ein täglicher. Freilich, am liebsten möchte er sagen: „Gnädige Frau, wenn schon alle Tage einer bei Ihnen essen soll, darf es nicht heute und übermorgen mein Freund sein? Dann ist mir noch einmal geholfen.“ Lange hat er nicht gewagt, das auszusprechen. Aber das wohlige Sattsein jeden Tages wurde ihm zur Qual, wenn er bei den Vorlesungen die schmalen Gesichter anderer sah. Da mußte es einmal gewagt werden.

Fast hätte es Frau Mebourg übel genommen, aber — war nicht wieder Beate's Wort in ihren Ohren und kommandierte sie nicht ihr Herz? Darauf aber bestand der Junge: es müsse sein Essen sein, das Freund Stephan jeden zweiten Tage bekäme. Diesmal fügte er sich nicht. Herr Mebourg begann ihn dafür zu lieben.

Das erste Glied an meiner Kette, dachte Benno und stand in Gedanken vor dem Bettelkreuz. Er erzählte Stephan vom wartenden Herrgott. Der schwieg — aber unter der Wärme einer solchen Freundschaft blühte in ihm die Sehnsucht auf, die Sehnsucht nach Güte und Gutsein.

Frau Mebourg hat es gestattet, daß Benno Kollegen mitbringe zum Studium, zum Kolloquiumspiel.

(Schluß folgt)